

5. Methode

Methodisch gesprochen handelt es sich bei dieser Forschung um eine sozialwissenschaftliche Ethnographie. Im Gegensatz zur »klassischen« Ethnographie wird demzufolge nicht in einem Kontext geforscht, der mir als Forscherin vollkommen unbekannt ist. In den Blickwinkel geraten vielmehr »die Kulturen der eigenen Gesellschaft« (Lüders 1994: 390). Zum Feld der Wunscheltern hatte ich als Forscherin zwar vor der Datenerhebung keinen Zugang, weswegen es mir in diesem Sinne »fremd« war, doch bin ich grundsätzlich in derselben Gesellschaft sozialisiert worden wie sie. Beispielsweise lebe ich genauso wie meine Interviewpartner:innen in einer Umwelt, welche die Familiengründung als Ideal vorsieht, in dem viele Bereiche des Lebens (zunehmend) medikalisiert sind und das ein Sozialversicherungssystem wie die Krankenkassen kennt.¹

Spezifischer lässt sich von einer »fokussierten Ethnographie« sprechen, die vom Religionssoziologen Hubert Knoblauch (2001) geprägt wurde und die sich in der sozialwissenschaftlichen Religionswissenschaft etabliert hat. Die fokussierte Ethnographie unterscheidet sich darin von »klassischen« Ethnographien, dass ein besonderer Ausschnitt aus der (eigenen) Kultur fokussiert wird, statt längere Zeit am Stück im Feld anwesend zu sein und dieses umfassend zu beforschen (vgl. Kannengießer 2019: 2). Dies trifft hier zu, denn ich interessierte mich für einen sehr spezifischen Ausschnitt der Biographie von Menschen – für ihre Kinderwunschzeit. Interviews stellen dazu die wichtigste Form der Daten dar, die punktuell durch teilnehmende Beobachtung ergänzt werden.

Im Folgenden sollen zunächst das Forschungsinteresse, die Forschungsfrage und die Forschungsgegenstände näher charakterisiert werden, ehe das methodische Vorgehen genauer begründet wird.

1 Vgl. zum Ideal der Familiengründung Kapitel 12, zur Medikalisierung der Fortpflanzung Kapitel 6 und zu sozialversicherungsrechtlichen Aspekten Kapitel 3.2.

5.1 Forschungsinteresse, Forschungsfrage und Forschungsgegenstände

Sozialwissenschaftliche Projekte umfassen ein Forschungsinteresse, eine oder mehrere Forschungsfragen sowie Forschungsgegenstände (vgl. Helfferich 2011). Diese sollen im Folgenden genauer ausgeführt werden, um den methodischen Kontext sowie den Zugang zum untersuchten Thema explizit zu machen.

In den Blick genommen werden Personen mit einem unerfüllten Kinderwunsch, deren Deutungen der Situation sowie die Rolle von Religion an verschiedenen Stellen des Prozesses. Dieser Fokus bildet das *Forschungsinteresse* ab. Da dieses typischerweise bewusst vage und allgemein gehalten ist, hat es sich im Verlauf des Forschungsprozesses nicht verändert. Es ist anwendbar auf diverse *Forschungsfragen*, die spezifischer sind. Diese haben sich, entsprechend einem induktiven Vorgehen, erst mit fortschreitender Datenerhebung nach und nach herauskristallisiert. Die leitende Hauptfragestellung lautet:

In welchen sozialen Momenten betreiben Wunscheltern aktive Bedeutungszuschreibungen zu ihrer Situation – wann und wie kommt es also zum »Doing unerfüllter Kinderwunsch«?

Aus dieser Frage sowie aus der Empirie leiteten sich mit der Zeit der Datenerhebung weitere relevante Sub-Forschungsfragen ab:

- Wann schreiben sich Wunscheltern Handlungs- und Deutungsmacht über die Situation zu?
- Welche dominanten Diskurse, Wertvorstellungen und Autoritätspersonen sind in den Daten präsent und treten als wichtige Bezugspunkte für die Entscheidungen der Wunscheltern in Erscheinung?
- Inwiefern schreiben Wunscheltern Religion, religiösen Deutungen sowie (religiösen) Gemeinschaften den Status einer »Ressource« zu?
- In welchen Momenten betrachten sie einen Transzendenzbezug (»Gott«, »Natur«, »das Universum«, ...) retrospektiv als relevant und als handlungsleitend in Entscheidungsfindungsprozessen?
- Wann werden reproduktionsmedizinische Verfahren – insbesondere die künstliche Befruchtung – religiös gefasst?
- Wie lässt sich Gender als relevante Kategorie in den Daten erkennen?

Aus diesen Fragen leiten sich auch die *Forschungsgegenstände* ab. Ein Forschungsgegenstand bezeichnet das, was aus dem erhobenen Material erschlossen werden kann; das, nach dem die forschende Person dieses »scannt« und wonach sie sucht (vgl. Helfferich 2011: 27–31). Es sind dies im vorliegenden Fall insbesondere subjektiver Sinn, zugeschriebene Coping-Strategien, Normen- und Wertvorstellungen, subjektive Körperkonzepte, Transzendenzvorstellungen sowie Rekonstruktionen von Biographien. Es ist wichtig, diese Forschungsgegenstände als solche zu benennen, denn sie müssen erstens zum fachlichen Anspruch der Forschung und zweitens zur Art der Daten und der Datenerhebung passen. Erstens müsste ein Forschungsgegenstand wie etwa »Ressource« vor dem Hintergrund einer religionswissenschaftlichen Auseinandersetzung

kritisch betrachtet werden. Zu beurteilen, was im Kontext eines unerfüllten Kinderwunsches eine Ressource *ist* und was nicht, ist potenziell normativ und nicht Aufgabe eines:iner Religionswissenschaftlers:in. Solche Fragen werden eher von psychologischen Arbeiten denn von sozialwissenschaftlichen bearbeitet. Sinnvoll ist es in diesen Fällen, den Fokus auf die Perspektive der interviewten Person semantisch zu markieren. So hat sich »*zugeschriebene* Coping-Strategie« etwa als relevanter Forschungsgegenstand erwiesen. Interviewdaten können, zweitens, Forschenden darüber Aufschluss geben, wie die sprechenden Personen dem Erlebten Bedeutung verleihen, wie sie Entscheidungen im Nachhinein begründen und welche Normvorstellungen sie als grundlegend erachten. Was Interviews hingegen nicht leisten können, ist zu ergründen, was beispielsweise im Moment der Entscheidung *tatsächlich* ausschlaggebend wirkte, welche Normvorstellungen *wirklich* leitend waren in ihren Handlungen, wie die Lebenssituation im Kontext eines unerfüllten Kinderwunsches *in der Tat* aussieht. Entsprechend sind etwa »Entscheidungen«, »Handlungen« oder »Lebenssituation« hier auch keine Forschungsgegenstände. Wäre teilnehmende Beobachtung die primäre Form der Datenerhebung gewesen, wären diese Forschungsgegenstände eher plausibel gewesen. Hätte ich beispielsweise Wunschelternpaare über mehrere Wochen begleitet, hätte ich aus den Daten Aspekte wie »Alltag (von Wunscheltern)«, »Entscheidungsmomente« oder »Lebenssituation« herauslesen können. Diese Gegenstände sind nur erfahrbare, wenn die forschende Person über längere Zeit im Feld anwesend ist. In Interviews lässt sich immer »nur« die jeweilige Rekonstruktion dieser Momente erfahren, denn »biographies are very subject to retrospective construction« (Goffman 1986: 62). Die Forschungsliteratur sowie die generierten Daten geben Hinweise darauf, dass diese reflexive Aufarbeitung und Bearbeitung der eigenen Biographie oder von spezifischen Lebensabschnitten bei religiösen Individuen besonders ausgeprägt ist: »Angehörige bestimmter religiöser oder spiritueller Richtungen [deuten und]arbeiten[ihre Biographie in einem religiösen Sinnhorizont auf« (Kurth/Lehmann 2011: 144).

Die Ausführungen der Wunscheltern können also nicht als ein unmittelbarer Zugang zu ihrer Erfahrung (vgl. Franklin 2002: 389) und schon gar nicht als adäquates Abbild der »Realität« verstanden werden. Interviews werden aufgrund dessen jedoch nicht als defizitärer Datentyp betrachtet – im Gegenteil. Für genau diese Rekonstruktionen der Wunscheltern, also deren Innenperspektiven, die sprachliche Aufarbeitung von Erlebtem, interessierte ich mich primär. Diese Aspekte können *nur* durch qualitative Interviews geleistet werden. Luckmann (1991) beschreibt diesen Sachverhalt etwas ausführlicher:

Die subjektive Erfahrung ist, für sich betrachtet, auf die schlichte Gegenwart beschränkt und bar jeden Sinns. Sinn ist nicht eine subjektiven Vorgängen innewohnende Eigenschaft, sondern wird erst *in deutenden Akten konstruiert*. Dabei wird ein subjektiver Vorgang rückblickend erfasst und in Deutungsschemata eingeordnet (Luckmann 1991: 81, Herv. L.B.).

Genau das, was Luckmann als »deutende Akte« und »Deutungsschemata« benannte, stellt das primäre Interesse dieses Buches dar, an dem sich sämtliches methodisches Vorgehen orientiert.

5.2 Methodisches Vorgehen

5.2.1 Theoretische Grundannahmen

Das hier angewandte methodische Vorgehen orientiert sich an den Grundsatzüberlegungen der Grounded Theory (im Folgenden: GT). Der Vorteil der GT besteht darin, dass sie nicht an einen spezifischen Datentyp gebunden ist, was deren breite Anwendung in diversen Disziplinen beweist (vgl. Strübing 2018: 29). Bei der GT handelt es sich streng genommen nicht um eine einheitliche oder klar definierte Methode, sondern um einen Forschungsstil (vgl. ebd.: 28). Die Referenz auf sie reicht folglich nicht aus, um eine Methodologie zu begründen. Besonders für spezifischere Arbeitsschritte wie das Herstellen von Feldkontakten oder die Durchführung von Interviews musste auf spezifizierende Methoden zurückgegriffen werden (s.u.). Dennoch liefert die GT ein Set an forschungspraktischen Grundlagen, an denen man sich als forschende Person orientieren kann. Dies trifft insbesondere auf die Weiterentwicklung von Strauss (1991) sowie Strauss/Corbin (1996) zu, die das eher skizzenartig angelegte Erstwerk von Glaser/Strauss (1967) präzisierten und daher als Methodenlehrbücher verstanden werden können.² Strauss' Ausformulierung zu den Arbeitsprinzipien »seiner« GT haben sich als nützliche Orientierungspunkte erwiesen, was zum einen die allgemeine Haltung und Arbeitsweise betrifft, zum anderen die Analyse (s.u.).

So beschreibt Strauss zunächst eine »Parallelisierung der Arbeitsschritte und die Sequenzierung des Samplings« (Strübing 2018: 37). Die Arbeitsmodi der Datengewinnung, Datenanalyse und Theoriebildung geschehen nicht nacheinander, sondern gleichzeitig und beeinflussen sich gegenseitig. Eine Analyse kann dann immer einen Einfluss auf den Prozess der Datengewinnung oder auf die Auswahl weiterer Fälle haben (vgl. ebd.). Dies hat sich auch bewährt. So zeigte sich bei der Analyse der ersten Interviews beispielsweise die Relevanz alternativmedizinischer Heilverfahren oder »ganzheitliche« Deutungen von Unfruchtbarkeit. Daraufhin entschied ich, Heilpraktikerinnen und alternative Expert:innen mit einer gewissen Reichweite (beispielsweise auf Social Media) und einem Fokus auf das Thema Kinderwunsch ins Sampling mit aufzunehmen, um diesen Aspekt zu vertiefen. Ich führte Interviews mit ihnen und/oder untersuchte deren Beiträge auf diversen Plattformen. Ein anderes Beispiel ist die Erzählaufforderung (s.u.), die sich mit der Zeit gewandelt hat. Die Analyse ergab rasch, dass nicht alle Befragten den Beginn ihrer »Kinderwunschgeschichte« gleich ansetzten. Zu Beginn ging ich fälschlicherweise davon aus, dass diese stets mit einem bewussten Moment startet, nämlich mit der Bewusstwerdung dessen, dass die Befragten einen Kinderwunsch haben. Die initiale Erzählaufforderung lautete entsprechend »Erzähl mir mal, wie und wann du gemerkt hast,

2 Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelten zwanzig Jahre nach der Publikation ihres Erstwerkes »The Discovery of Grounded Theory« (1967) unterschiedliche Vorstellungen dessen, was GT ist bzw. sein sollte. Strauss kritisierte Glasers Beharren auf der »Vorwissens-Abstinenz« sowie seine Überzeugung, dass die Theorie den Daten »emergent« ist. Glaser wiederum warf Strauss vor, die GT in eine deduktivere Richtung zu drängen und dabei deren Flexibilität einzuschränken, indem er versuche, diese als strukturiertere Methode darzustellen (vgl. dazu ausführlicher Strübing 2007).

dass du gerne Kinder haben möchtest«. Mit einer angepassten Erzählaufforderung revidierte ich die falsche Annahme: »Erzähl mir doch mal deine Kinderwunschgeschichte«.³

Aufgrund der Parallelität der Arbeitsmodi kann jeder Fall (jedes Interview) die Grundlage für theoretische Aussagen sein, auch der erste. Ein zweites Arbeitsprinzip nach Strauss (1991) besteht daher darin, dass der erste zu analysierende Fall mit Bedacht auszuwählen ist, weil er einen potenziell grossen Einfluss auf den gesamten Theoriebildungsprozess haben kann. Dieser Anspruch ist nur schwer umsetzbar, weil im Voraus kaum erahnt werden kann, welche Fälle (welche Interviewpartner:innen) von besonderer Wichtigkeit sind (vgl. Strübing 2018: 37f.). Trotzdem hat es sich im vorliegenden Fall als wahr erwiesen, dass der erste Fall das weitere Vorgehen sowie die ersten theoretischen Grundannahmen massgeblich beeinflusst hat. In das erste Interview mit Lea startete ich mit einer gewissen Naivität – positiv ausgedrückt: mit einer induktiven Grundhaltung und entsprechend grösstmöglichen Offenheit einem Thema gegenüber, mit dem ich bisher sowohl fachlich wie auch privat kaum Berührungspunkte hatte. Leas Ausführungen stellten für mich auf einer inhaltlichen Ebene bereits eine erste Andeutung dessen dar, dass ein unerfüllter Kinderwunsch eine alle Lebenslagen durchdringende Angelegenheit ist, die eine permanente und nicht bloss eine situative Auseinandersetzung mit sich selbst, der eigenen Biographie, Identität und Lebensplanung erfordert. Im ersten Vorgespräch mit ihr – meinem ersten bewussten Kontakt mit einer Wunschmutter – wurde mir auch die forschungsethische Relevanz meines Vorhabens klar. So »warnte« mich Lea am Telefon vor, dass sie während des Interviews möglicherweise weinen müsse, denn ihr gehe es aktuell nicht besonders gut – zwei Tage zuvor hatte sie ihre zweite Fehlgeburt durchlebt. Hier wurde mir klar, dass Wunscheltern potenziell vulnerabel sind und dass eine Forschung mit und zu ihnen auch eine Auseinandersetzung mit meiner eigenen Rolle als Wissenschaftlerin und Privatperson bedeutet (vgl. Kapitel 4).

5.2.2 Datentypen

Für die methodische Grundhaltung wichtig war auch der Grundsatz »all is data«, welcher im Ursprungswerk von Glaser/Strauss (1967) vorgestellt wird. Das bedeutet im vorliegenden Fall, dass die Interviews bzw. deren Transkripte sowie die Feldnotizen die wichtigste Datengrundlage darstellen, dass jedoch weitere, weniger strukturiert gesammelte Materialien den Status »Daten« erhielten (z.B. Beiträge in den Medien, Social Media Posts, aber stellenweise auch im Alltag stattfindende Gespräche mit Lai:innen über das Forschungsthema). Das »all is data«-Diktum ist in der qualitativen Forschungsliteratur nach wie vor präsent (vgl. z.B. Ralph/Birks/Chapman 2014). Gleichzeitig wird es in den Wiedergaben der GT weniger spezifisch erwähnt, v.a. dann, wenn der Bezugspunkt Strauss bzw. Strauss/Corbin ist. Diese schlagen eine stärkere Strukturiertheit hinsichtlich der Datenerhebung (und damit implizit auch der Art und des Umfangs der Daten) vor, welche – je nach Auslegung – in Konflikt mit einem umfassenden »all is data«-Ansatz stehen

3 Diese Aufforderung hat im Vergleich zur ersten den zusätzlichen Vorteil, dass sie das viel grössere Potenzial für eine ausführliche »Stehgreiferzählung« (Schütze 1983: 285) hat.

könnte. Im vorliegenden Fall hat es sich bewährt, andere Datentypen *ergänzend* miteinzubeziehen, wo es als sinnvoll erachtet wurde. Sie haben demzufolge nicht denselben Stellenwert erhalten wie die Interviews und die Feldnotizen, weder inhaltlich noch hinsichtlich des Umfangs. Wenn sich etwa Social-Media-Inhalte als besonders interessant erwiesen haben, habe ich die Betreibenden der Seite für ein Interview angefragt. Durch dieses Vorgehen gelang es, den Inhalten einen prioritären Stellenwert einzuräumen.

Die Ausführungen sowie das letztgenannte Fallbeispiel im Besonderen verdeutlichen, wie stark die Daten auf verschiedenen Ebenen sozial konstruiert sind. Zum einen werden sie erst durch mich in der Interviewsituation überhaupt erzeugt. Hinzu kommt, dass durch den »all is data«-Ansatz meine persönliche Erfahrungswelt zur Zusammensetzung der Daten beiträgt. Die Forschungsergebnisse beziehen sich folglich auf eine »Realität«, welche von mir miterzeugt wurde (vgl. zur Diskussion der Konstruiertheit der Daten Charmaz 2006; Holstein/Gubrium 1995; Kvale/Brinkmann 2015).

Interviews

Interviews stellen die wichtigste Datengrundlage dar. Es wurden 27 Interviews durchgeführt, das kürzeste dauerte 45 Minuten das längste knapp zweieinhalb Stunden.⁴ Deren Durchführung richtet sich nach den Ausführungen von Nohl (2008), der den Begriff des »narrativ fundierten Interviews« prägte. Er bezog diesen Begriff einerseits auf das »narrative Interview« nach Fritz Schütze (1976) sowie andererseits auf das »problemzentrierte Interview« nach Andreas Witzel (1982, 1985). Beim narrativen Interview werden »grössere« Fragen gestellt (wie etwa nach der eigenen Biographie). Dabei wird es der befragten Person grösstenteils überlassen, die Schwerpunkte selbst zu wählen und damit den eigentlichen Inhalt zu bestimmen. Das problemzentrierte Interview dagegen stützt sich mehr auf einen Leitfaden. Die Inhalte werden folglich eher durch die interviewende Person festgelegt. Die Unterscheidung dieser beiden Interviewtypen beschreibt Nohl jedoch als idealtypisch, und er betont deren verbindendes Element – der Fokus auf persönliche Erfahrungen:

Gleich ob nach der Biographie gefragt wird oder mit einem Leitfaden unterschiedliche Themen behandelt werden, geht es immer darum, nicht nur Meinungen, Einschätzungen, Alltagstheorien und Stellungnahmen der befragten Personen abzufragen, sondern Erzählungen zu deren persönlichen Erfahrungen hervorzulocken. Dies bedeutet, dass sowohl biographische als auch leitfadengestützte Interviews prinzipiell narrativ fundiert sind (bzw. sein sollten) (Nohl 2008: 19f.).

Entsprechend dieser Anforderung wurden die Interviews aufgelegt. Ich erstellte einen Leitfaden, der jedoch erst gegen Ende des Interviews relevant wurde. Sie begannen immer mit einer Erzählaufforderung, die nach einmaliger Revision (s.o.) konstant blieb. Nach der – teilweise bis hin zu über einer Stunde andauernden – »autobiographischen

4 Die zu Beginn geführten Interviews waren kürzer. Das ist ein Hinweis darauf, dass ich mit der Zeit geübter wurde im Stellen von Fragen und den Interviewten vermehrt die Möglichkeit gab, zu erzählen (und nicht bloss zu antworten).

Stehgreiferzählung« (Schütze 1983: 285), bei der die sprechende(n) Person(en) nicht unterbrochen wurde(n), kam es zu einem immanenten Nachfrageteil. Immanente Fragen beziehen sich auf das, was die interviewte Person bereits angedeutet und in diesem Sinne »enttabuisiert« hat und wo weiteres Potenzial für Ausführungen besteht. Zunächst wurde nach detaillierteren Erzählungen und Beschreibungen gefragt, etwa nach dem Erleben des ersten Aufsuchens der Kinderwunschklinik. Erst im Anschluss wurde nach Begründungen und Meinungen gefragt, also dem, was Nohl im Zitat oben als eher sekundäres Interesse narrativ fundierter Interviews auswies. Das konnte beispielsweise die Bitte sein, auszuführen, warum eine bestimmte Behandlungsform nicht in Frage gekommen ist, oder die Meinung zum Adoptionsverfahren in der Schweiz darzulegen. Nach dem immanenten Teil, wenn die Erzählungen der Interviewten zum Abschluss gekommen sind, wurde der Leitfaden relevant. Erst jetzt war der Zeitpunkt gekommen, neue, also exmanente Fragen einzubringen und damit das Diskussionsuniversum »künstlich« zu erweitern (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahar 2010: 83f.). Bei der Analyse hat es sich als bedeutungsvoll erwiesen zu ergründen, was von mir exmanent eingeführt werden musste, damit es Teil des Gesprächs wurde. Ein Beispiel dafür ist die Rolle der Partnerperson, die bei einigen Interviews sehr prominent war, in anderen wiederum erst durch mich eingebracht wurde (vgl. 11.4.4). Ein anderes Beispiel ist die Sexualität, die von einem Teil der Interviewpartner:innen eingebracht, von anderen hingegen ausgespart wurde. Auch diese Absenzen von erwartbaren Themen werden als bedeutsam betrachtet (vgl. 11.1.2).

Teilnehmende Beobachtung

Zu den Interviews kamen in geringerem Umfang Daten aus teilnehmenden Beobachtungen hinzu: der Besuch eines Kinderwunsch-Info-Weekends, eines Fertility-Yoga-Kurses und öffentlicher Veranstaltungen zum Thema sowie eine Führung in einer Schweizer Kinderwunschklinik waren dabei zentral. Bei diesen Aufenthalten lernte ich verschiedene Forschungssubjekte kennen, mit denen ich »ethnographische Interviews« (Spradley 1979) führen konnte. Im Unterschied zu den geplanten Interviews entstanden diese spontan und ohne den Leitfaden oder das Aufnahmegerät als Hilfsmittel (vgl. Helfferich 2014: 560). Während der Gespräche sowie während des Aufenthalts versuchte ich, wann immer möglich, detailreich aufzuschreiben, »was vor sich geht«. Der Anthropologe James Spradley (1980) weist hinsichtlich der Feldnotizen auf die Wichtigkeit von Sprache hin. Gesprochenes soll möglichst wortwörtlich, wahrgenommene Handlungsabläufe, Situationen, Orte und Personen nicht zusammenfassend wiedergegeben werden, sondern so ausführlich wie möglich. Details, die in der Situation als nebensächlich erscheinen, können sich später als bedeutungstragend und ausschlaggebend für das retrospektive Erfassen der Situation erweisen. Das bedingt, dass Beobachtungen möglichst im Moment selbst verschriftlicht werden und nicht erst im Nachhinein (vgl. 64–71). Diesem Anspruch zu genügen, war nicht immer leicht. Spradley selbst beschreibt, dass eine teilnehmend beobachtende Person immer sowohl Insider ist – also Teil des Geschehens – wie auch Beobachter:in und damit Outsider (vgl. ebd.: 56f.). Beide Rollen gleichzeitig wahrzunehmen, kann konfliktiv sein. Während des Fertility-Yogas beispielsweise bedingte die Insider-Rolle, dass ich die Yoga-Übungen mitturnte, was es stellenweise verunmöglichte, mir Notizen zur Wortwahl in den Anweisungen der Yogalehrerin zu machen. Ausserdem wollte ich den Teilnehmenden – die alle zu meiner Anwesenheit zugestimmt ha-

ben – nicht das Gefühl vermitteln, dass ich sie beobachte und ihr Verhalten protokolliere, obwohl ich genau dies tat.

Die teilnehmenden Beobachtungen dienten verschiedenen Nutzen. Erstens konnte so ein Zugang zu Akteur:innen gewonnen werden, die für Interviews nicht zur Verfügung standen. Rita, der Homöopathin, mit der ich beim Kinderwunsch-Infoweekend in Kontakt kam (vgl. 6.1), schrieb ich beispielsweise nach dem Anlass eine E-Mail und fragte sie mehrmals um ein Interview an. Ich erhielt keine Antwort und musste feststellen, dass ich an Rita nur im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung herankam. Hinzu kommt, dass die Akteur:innen ausserhalb der Interviews in ihrem Alltag oder in einer spezifischen Rolle »erlebt« werden können. Ich konnte Rita während ihrer Vorträge in ihrer gewohnten Rolle und Umgebung beobachten und erlebte ihre Interaktion mit den Anwesenden. Im Gespräch später konnte sie mir die homöopathischen Mittel zeigen, die sie als hilfreich im Kontext von Unfruchtbarkeit deutet. Ein anderes Beispiel ist die Teilnahme am Fertility-Yoga-Kurs. Diese erlaubte es mir, die tatsächlich im alternativen Kontext verwendete Semantik zu erfahren und die Reaktionen der Teilnehmenden sowie deren Interaktion untereinander mitzuverfolgen. In geringerem Umfang diente die teilnehmende Beobachtung zweitens auch einem Mittel zum Zweck. Sara, die Yoga-Lehrerin, motivierte die Teilnehmenden, sich doch bei mir zu melden und sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen. Tatsächlich meldete sich Fiona kurze Zeit später bei mir. Dass wir beide den Yoga-Kurs erlebt haben und auf diesen im Interview zurückgreifen konnten, stellte dabei einen weiteren Vorteil dar. Ich war beim »Ereignis« dabei, auf das sie sich im Interview bezog, und erfuhr damit gewissermassen einen doppelten Zugang zum Fertility-Yoga: durch meine eigenen Feldnotizen sowie durch die subjektiven Rekonstruktionen und Deutungszuschreibungen von Fiona.

Andere Daten

Der Algorithmus, der den Inhalt meines Instagram-Feeds bestimmte, sorgte rasch für eine Omnipräsenz der Themen unerfüllter Kinderwunsch sowie Unfruchtbarkeit und Reproduktionsmedizin. Ich begann, verschiedenen mir vorgeschlagenen Accounts zu folgen, die ihre Kinderwunschkreise sowie ihre Erfahrung von reproduktiven Verlusten öffentlich teilen (wie beispielsweise Anna Adamyan, 603 k Follower, Stand 10.10.24 oder infertilemillennial, 62 k Follower, Stand 10.11.2025). Hinzu kamen Zeitungsartikel mit Kommentarspalten sowie Podcasts zum Thema Kinderlosigkeit (beispielsweise »Expectations«), Dokumentationsfilme des Schweizer Fernsehens über ungewollt kinderlose Paare und öffentlich zugängliche (Podiums-)Gespräche. Wenn diese Gespräche online stattfanden, wurden sie transkribiert und ähnlich wie die von mir geführten Interviews analysiert (s.u.); fanden sie offline statt, wurden sie zum Bestandteil der Feldnotizen (s.o.).

Auch meine Alltags-Umwelt wurde zur potenziellen Lieferantin von Daten. Ein Beispiel dafür waren Gespräche mit Lai:innen, die sich für meine Forschung interessierten, weil sie selbst jemanden kannten, der gerade eine künstliche Befruchtung durchführt. Interessanterweise »kannte« ich diesen Typ bereits aus den Darstellungen in den Interviews mit Wunscherlern. Diese Lai:innen hatten in der Regel klare Meinungen zum Thema Unfruchtbarkeit, dazu, wie man das Problem am besten lösen könnte sowie dazu, welche Kosten von der Krankenkasse (nicht) übernommen werden sollten. Diese Gesprä-

che erhielten für mich den Status einer Manifestierung dominanter Diskurse, die auch auf meine Interviewpartner:innen einen erheblichen Einfluss hatten (wie beispielsweise das Schuld-Narrativ, demzufolge Wunscheltern ihre Situation zumindest mitverschuldet hätten, vgl. 8.4.2).

In meiner Alltags-Umwelt befanden sich auch Personen, von denen ich wusste, dass sie Wunscheltern sind. Sowohl aus forschungsmethodischer wie auch -ethischer Sicht wäre es nicht zu verantworten gewesen, mit diesen Personen ein qualitatives Interview durchzuführen.⁵ Allerdings erfuhr ich deren Zustimmung, ihre Erzählungen in unseren Gesprächen – natürlich in pseudonymisierter Form – als Daten zu verwerten. Es handelt sich dabei gewissermaßen um »ethnographische Interviews«, denn die Daten entstanden spontan und ohne, dass ich dafür einen Leitfaden verwendete.

So machte ich während meiner Forschungstätigkeit die Erfahrung, dass sich das von mir untersuchte Thema einerseits für die Aufarbeitung in diversen Medienformaten anbietet und dass es viele Menschen interessant finden, weil sie in irgendeiner Form daran anschließen können – sei es nur schon deswegen, weil sie selbst Kinder haben und sich daher eine fachliche Kompetenz zuschreiben. Indem das Thema also nicht nur im Kontext der expliziten Forschungstätigkeit präsent wurde, drängte es mich manchmal dazu, die Grenzen zwischen Forscherin und Privatperson in bestimmten Situationen als flexibel hinzunehmen.

5.2.3 Analyse

Transkribieren

Die geführten Interviews wurden nahezu ausnahmslos⁶ vollständig⁷ transkribiert. Auch online stattgefundene Podiumsdiskussionen wurden transkribiert, sodass die Daten

-
- 5 Das betrifft beispielsweise die Tatsache, dass wir über tatsächliches oder vermeintliches »shared knowledge« verfügen, also über Hintergrundwissen, das in den Daten nur implizit vorhanden wäre. Einer bekannten Person gegenüber kommt es entsprechend zu Auslassungen von Erzählungen, weil diese (vermeintlich!) nicht mehr wichtig wären für mich als forschende Person (vgl. dazu Garton/Copland 2010; Przyborski/Wohlrab-Sahar 2010; Roiha/likkanen 2021). Aus forschungsethischen Gründen wäre es zudem heikel, eine befreundete Person um ein Interview zu bitten, weil sie sich womöglich zur Einwilligung verpflichtet fühlen würde, wodurch die Freiwilligkeit nicht mehr gewährleistet wäre.
 - 6 Die beiden Interviews mit Thomas und Diego wurden als einzige nicht transkribiert. Dies liegt daran, dass diese zwar interessant waren, sich jedoch im Nachhinein nicht als geeignet für die Beantwortung der Forschungsfrage eigneten. Thomas und Diego sind zwei in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft lebende Männer, die für die Erfüllung ihres Kinderwunsches mehrere Leihmütter in den USA engagierten. Es hat sich gezeigt, dass schwule Männer auf eine andere Art von einem unerfüllten Kinderwunsch betroffen sind als dies bei Personen der Fall ist, deren Betroffenheit auf Unfruchtbarkeit zurückzuführen ist. Die Inanspruchnahme einer Leihmutter etwa ist in ganz andere politische Diskurse eingebettet, weswegen es anderer Legitimationsstrategien bedingt als dies beispielsweise bei einer homologen Insemination der Fall ist (vgl. zur sozialwissenschaftlichen Bearbeitung des Themas Gunnarsson Payne/Korolczuk/Mezinska 2020; Schurr/Militz 2018).
 - 7 Mit Fortschreiten des Datenerhebungs- und damit entsprechend GT auch Analyse- und Theoriegenerierungsprozesses wurden gegen Ende hin einzelne Interviews nicht mehr vollständig transkribiert.

in einer schriftlichen Form zugänglich wurden und die Analyse beliebig oft wiederholt werden konnte. Gleichzeitig kann der Transkriptionsakt selbst bereits als Bestandteil der Analyse verstanden werden, denn bei der Umwandlung der Daten vom Mündlichen ins Schriftliche geschieht immer eine Übersetzungsleistung der transkribierenden Person. Als solche musste ich entscheiden, welche Aspekte der mündlichen Sprache ich als bedeutungsträchtig erachte und welche ich vernachlässige. Davon ausgehend, dass mündliche Sprache nur scheinbar chaotisch ist, müsste streng genommen jede Pause, jede (unübliche) Betonung, jeder Wechsel hinsichtlich Intonation, Lautstärke, Sprechgeschwindigkeit, Rhythmus, Stimmmodulation und alle nicht-lexikalischen Laute wie Lachen, Interjektionen, Aus- und Einatmen, Husten oder Seufzen transkribiert werden, weil sie eine Bedeutung tragen *könnten* (vgl. Deppermann 2008: 39–46). Da in diesem Fall jedoch Aufwand und Ertrag nicht im Verhältnis stehen würden, entschied ich mich für die wörtliche Transkription inklusive der Erfassung von Sprechpausen, Interjektionen, unüblicher Betonungen, nicht-lexikalischer Laute (beschränkt auf Lachen, Weinen, lautes Seufzen oder Atmen) sowie auffallende Wechsel in der Lautstärke. Für die bessere Lesbarkeit wurden Orthographieregelungen der Schriftsprache übernommen (beispielsweise Gross- und Kleinschreibung). Nicht übernommen wurden hingegen Interpunktionszeichen. Dies gründet auf der Annahme der syntaktischen Unvollständigkeit mündlicher Sprache. Interpunktionszeichen gaukeln eine scheinbare grammatische Ordnung im Gesagten vor, die in Wahrheit aber bereits ein Abbild meiner Übersetzungsleistung (oder negativ formuliert: eine Verzerrung) darstellen würde. Punkte sind in der Symbolik der Transkription ausserdem bereits »besetzt« für die Markierung von Sprechpausen.⁸

Mit dem Wechsel der Medialität der Daten stellte sich auch die datenschutzbezogene Frage nach deren »Aufbewahrungsort«. Die mündlichen Daten lagen ausschliesslich lokal auf meinem Smartphone vor. Nachdem ich die Interviews transkribiert hatte, löschte ich die mündlichen Daten und speicherte die Transkripte auf dem passwortgeschützten Server der Universität ab, zu dem nur ich Zugang hatte. Gleichzeitig erhielten alle interviewten Personen sowie Feldsubjekte zu diesem Zeitpunkt ein Pseudonym.⁹ Der Schlüssel zur Auflösung der Pseudonyme wurde ebenfalls auf dem passwortgeschützten Server abgelegt. Inzwischen wurde dieser Schlüssel unwiderruflich gelöscht, sodass die Interviews nicht mehr nur pseudonymisiert, sondern fortan auch anonymisiert sind.

Theoretische Sättigung

Das Datenmaterial wurde stets mit der Intention begutachtet, in aller Varianz der einzelnen untersuchten Fälle das Gleichbleibende zu identifizieren (vgl. dazu Strübing 2018: 40). Wichtig wird dabei die Frage, ab wann etwa eine Deutungszuschreibung nicht mehr

8 Nach Abschluss der Analyse wurden die für die Publikation verwendeten Interviewausschnitte geglättet. Sprechpausen werden nur abgebildet, wenn sie mindestens eine Sekunde dauern, und es wurden Kommata zur besseren Lesbarkeit eingefügt. Vgl. ausführlich Transkriptionskonventionen im Anhang I.

9 Wird auf Aussagen von Feldsubjekten verwiesen, die allgemeine Bekanntheit haben, wird der korrekte Namen verwendet (das ist insbesondere bei der Influencerin Anna Adamyan der Fall).

als Zufallserscheinung oder als etwas Individuelles, sondern als ein *Muster* zu definieren ist. Damit zusammenhängend ist auch die Frage danach, wie viele Daten erhoben bzw. wie viele Interviews geführt werden müssen, damit die herausgearbeitete Theorie als valide gelten kann. Relevant dabei wird die sogenannte »theoretische Sättigung«. Diese ist gemäss GT dann erreicht, wenn das Einbeziehen weiterer vergleichbarer Fälle keine zusätzlichen Eigenschaften mehr erbringen würde (vgl. ebd.; vgl. Luhrmann 2022: 355). Im April 2023 führte ich das vorerst letzte Interview, weil die Analysen zu diesem Zeitpunkt klar identifizierbare Muster zuließen und die letzten Interviews keine überraschenden neuen Inhalte mehr enthielten. Etwa ein Jahr später erhielt ich unvorhergesehen die Möglichkeit, ein weiteres Interview zu führen. Mit Lorena sprach ich im Mai 2024, was sich als Glücksfall erwies. So zeigte mir dieses Interview, dass die theoretische Sättigung tatsächlich erreicht war. Auch wenn Lorenas Fall wie alle anderen durch eine Individualität gekennzeichnet war und keine zwei Fälle »gleich« sind, bestätigte die Analyse ihrer Ausführungen die bisher von mir generierten Muster.

Zur Theoriegenerierung sieht die GT eine Kontrastierung von gegensätzlichen Fällen vor. Dies konnte im vorliegenden Fall durch die Kontrastierung der Variable »Religiosität« erreicht werden – religiös unspezifische Individuen auf der einen Seite des Spektrums, evangelikale Christ:innen auf der anderen (vgl. zur Begründung genau dieser Gruppen Kapitel 6). Dieses »Wechselspiel von minimaler und maximaler Kontrastierung« (Strübing 2018: 41) verhalf dazu, die jeweiligen Spezifika des Samplings zu identifizieren und – auch wenn es nicht primär um einen »Vergleich« im engeren Sinne geht – die Unterschiede bei den Deutungszuschreibungen empirisch zu eruieren. Das betrifft u.a. und im Wesentlichen die Frage danach, inwiefern religiöse Deutungszuschreibungen relevant und als Ressource oder als Belastung erlebt werden (siehe dazu ausführlicher 6.2).

Codieren und Theoriegenerierung

Die Analyse erfolgte in Anlehnung an das codierende Verfahren der GT, welches Strauss (1991: 57f.) in seiner Einzelpublikation spezifiziert und anschlussfähig aufgearbeitet hat. Als technisches Hilfsmittel diente die Software MaxQDA.

Werden Daten codiert, werden diese »verschlüsselt« oder »übersetzt« (vgl. Böhm 2013: 476). Der chronologisch erste Codier-Modus ist das offene Codieren, bei dem der Text zunächst Line-by-Line gelesen und analysiert wird. Die ursprüngliche Ordnung des Texts wird »aufgebrochen« und eine neue Ordnung eingebracht (vgl. Strübing 2018: 42f.). Streng nach GT bleibt man in diesem Stadium noch konsequent nahe am Material, verwendet folglich beispielsweise in-vivo-Codes – also solche, die eine wörtliche Übernahme des Textes repräsentieren (wie beispielsweise »Seele«) (vgl. Böhm 2013: 478). In der Praxis hat sich dies als schwer umsetzbar erwiesen. Schon beim offenen Codieren gab es Momente, bei denen ein Bezug zu bereits existierender Theorie für mich offensichtlich wurde, weswegen schon zu diesem Zeitpunkt Codes unterschiedlichen Abstraktheitsgrades vorlagen – in-vivo-Codes standen übergeordneten und semantisch an Theorie erinnernden Codes gegenüber. Das hat sich jedoch nicht als nachteilig erwiesen. Beim nachfolgenden Codier-Modus, dem axialen Codieren, machte ich es mir zur Aufgabe, ein Code-Beziehungsnetz aufzubauen. Abstrakteren Codes konnte in diesem Schritt der Status von Obercodes zugeschrieben werden.

Beim axialen Codieren hat sich die Vorgabe der GT als zu strikt erwiesen. Gemäss dieser würde es hier darum gehen, ein Codierparadigma aufzustellen, welches die Codes durch sprachliche Elemente wie »weil«, »aufgrund von«, »als Folge von« oder »als Konsequenz« miteinander verbindet (vgl. Böhm 2013: 481). Ich entschied mich für ein flexibleres Beziehungsnetz, das meiner Auseinandersetzung mit den Daten gerecht wurde und meinen Blick auf die Daten bzw. meine gedankliche Ordnung zu repräsentieren vermochte.

Der letzte Codierschritt, das »selektive Codieren«, beinhaltet gemäss GT vereinfacht ausgedrückt das Bestreben, das erarbeitete Beziehungsnetzwerk so anzulegen, dass es die Forschungsfrage beantwortet und eine Theorie daraus generiert werden kann. Das kann indes bedeuten, dass ein neuer analytischer Blickwinkel eingenommen wird und das Material – oder Teile davon – noch einmal codiert werden müssen (vgl. Böhm 2013: 482f.; vgl. Strübing 2018: 46). Auch ich codierte in diesem Sinne selektiv, als dass ich bei diesem Schritt die grundlegende Theorie erarbeitete.

Dieses Vorgehen bzw. meine Adaption der GT lässt sich anhand eines Beispiels aufzeigen. Beim offenen Codieren fielen in-vivo-Codes wie beispielsweise »Gott«, »Natur«, »Eingriff in irgendetwas«, »Universum« an. Während des axialen Codierens fasste ich diese in-vivo-Codes zusammen unter den Obercode »Transzendenzbezug«. Beim selektiven Codieren wurde dann allgemein klar, dass meine Theorie die Identifikation der relevanten sozialen Momente beinhaltet, die das »*Doing* unerfüllter Kinderwunsch« ausmachen. Die Bezugnahme auf eine Transzendenz erwies sich entsprechend als *ein* solches Moment (vgl. Kapitel 9).

Die Beschreibung des methodischen Vorgehens sowie das Beispiel zeigen auf, dass die GT als Orientierung zwar wesentlich war, deren »Regeln« jedoch nicht in allen Situationen handlungsleitend waren. Paradoxerweise stellt jedoch genau dieses Abweichen von Vorgaben ein wesentliches Merkmal der GT dar:

Gefragt bleiben die Forschenden selbst, die das, was wir hier vorstellen [die Grundlagen der GT], kreativ auf ihre Fragestellung und ihren Forschungsgegenstand beziehen, ergänzen und das für ihr Projekt angemessene analytische Verfahren selbst erst entwickeln (Breidenstein et al. 2015: 125).

Diese Offenheit und Anpassungsleistung der forschenden – spezifisch hier: analysierenden – Person ist eine Konsequenz aus der Annahme, dass Theorien Daten nicht inhärent sind (nicht aus ihnen »emergieren«). Ohne deren Kreativität und Eigenleistung, ohne deren analytische Fähigkeiten sind Daten *per se* bedeutungslos: »Relevanz ist nicht im Material, sondern sie wird entwickelt in der Beziehung zwischen Forscherin bzw. Forscher, Material und Forschungsfragen« (Strübing 2018: 40). Damit ist nicht gemeint, dass Forschende aus ihren Daten alles herauslesen können – die Kreativität muss immer im Rahmen eines zielorientierten Prozesses stattfinden (vgl. Strauss/Corbin 1998: 11f.). Dies zu gewährleisten, kann herausfordernd sein. Daher fasste Strauss (1991) Forschung als kollektiven Prozess auf. Um diesem Anspruch zu genügen, tauschte ich mich regelmässig mit Peers aus demselben oder verwandten Fächern aus; bilateral oder im Rahmen von Writing Groups, Forschungswerkstätten, Schreibretreten und Summer

Schools. Der Blick von aussen auf das eigens erhobene Material half vielerorts, die eigene Perspektive zu bestätigen oder zu relativieren sowie neue Ideen zu generieren.

Um dem Anspruch der Kreativität zu genügen, hat sich auch das Verfassen von Memos als hilfreich erwiesen. Ein Memo ist ein freier Text, eine Art Notizzettel. Dieser wird im Datenmaterial platziert, wo er analytische oder weiterführende Gedanken evoziert, die nicht in einen Code übersetzt werden können. Das Schreiben von Memos erwies sich als eine erste Möglichkeit der unverbindlichen und persönlichen Verschriftung analytischer Überlegungen ausserhalb des eher technischen Mediums des Codes (vgl. zu Memo Böhm 2013: 477).